mare

Arezu
Weitholz

ALS WIR DIE BESTEN WAREN

Roman

mare

»Wir berühren Dinge, um uns der Wirklichkeit zu vergewissern. Wir berühren die Gegenstände, die wir lieben. Wir berühren die Dinge, die wir gestalten.«

»Ich lernte, den Fäden zuzuhören und ihre Sprache zu sprechen.«

Anni Albers

Prolog

GEISTERFÄDEN

Eben war alles unendlich, und nun soll man begreifen, dass der Weg endlich ist. Dabei ist man doch noch gar nicht fertig, und Moment mal, könnten wir nicht vielleicht hier abbiegen, oder da zurücksetzen, aber nein, der Sekundenzeiger schreitet voran, tack, tack, tack, wie der an der Bahnsteiguhr da draußen, tack, tack, und er vibriert beim Einrasten ein kleines bisschen, er macht tack, und dann zittert er, wippt nach, und wieder tack, Zittern, tack, Zittern, um dann, wenn er die 12 erreicht, die Uhr komplett stillstehen zu lassen, alles friert einen Moment lang ein. Man könnte meinen, das Lebensprogramm ist abgestürzt, so wie früher der Bildschirm einfror, als es noch Bomben gab, die auf den Bildschirmen erschienen, als es noch krschschschdideldödelgoinpiiiieeep machte, wenn man sich ins Internet einwählte, als Telefone zum Telefonieren da waren und nicht für alles andere außer.

Jetzt löst er sich wieder und weiter. Tack. Tack. Tack.

Wenn man jung ist, lebt man, und man reflektiert eher selten. Höchstens mal nach einem Kater oder einem Unfall hält man inne und denkt: Mensch, hätteste mal so, oder wärste mal nicht. Aber meistens geht das Leben in eine Richtung, und das Denken geht mit. Später ist das anders. Man erinnert sich, während man erlebt, das ist ein fordernder Zustand, er verursacht ein ständiges Innehalten, ein Durcheinander der Gleichzeitigkeiten im Kopf, man denkt und man lebt und man erinnert, das ergibt ein Kuddelmuddel, eine Dissonanz, ein Nichtzueinanderpassen. Man will innehalten und den einen

Satz zu Ende denken, das geht aber nicht, weil da kommt der von vorgestern und der von gleich. Und dann taucht etwas auf, wie ein Meeresungeheuer taucht es aus den Tiefen des Bewusstseins nach oben, öffnet den Rachen sperrangelweit und taucht wieder ab. Ich sage Meeresungeheuer, aber ich meine etwas anderes.

Als wir in den Norden zogen, redeten die Leute von dem Winter, der so kalt gewesen war, dass der See zufror und dass man Schneeverwehungen auf der Seeoberfläche sah, bis ganz ans andere Ufer reichten sie. Eine weiße Wischiwaschi-Fläche. Die Vögel fanden nichts zu fressen, die Leute vergaßen, ihnen Wasser hinzustellen, die Rehe kamen nachts bis an die Häuser, und man fror schon auf dem kurzen Weg vom Parkplatz zum Edeka. Man sah nichts, sagten sie. Das war so schön. Alles war so schön weiß.

Was man nicht sieht, ist natürlich trotzdem da, früher oder später taucht es auf und zeigt sich. Aber während man es nicht sieht, ist eine Landschaft wie eine Karte ohne Markierungen. Man kann sich in ihr ausruhen, man kann in ihr verloren gehen, sie ist beinahe wieder zu dem geworden, was sie einst war: unkartiertes Terrain.

Ich habe eben behauptet: Wenn man jung ist, lebt man, und man reflektiert eher selten. Das stimmt nicht ganz. Empfindsame Menschen, denen das Leben generell nicht so leichtfällt, reflektieren auch viel. Meinem Mann ist es als jungem Menschen so gegangen, er lebte und betrauerte währenddessen bereits das Leben. Er litt unter Schlafstörungen, war einsam. Ich fragte, ob er die Gleichzeitigkeit seiner Jugend überwunden habe. Der Mann sagte, nein, nicht überwunden. Anders.

Vor einer Weile saß ich mit einer Frau am Tisch, und das Gespräch schlitterte vom Harmlosen ins Ernste, wie das manchmal bei Wildfremden geschehen kann. Die Frau er-

zählte, wie es sich angefühlt hatte, als sie vor ein paar Jahren das Alter erreichte, in dem ihre Mutter gestorben war. Das ganze Jahr über habe sie das Gefühl gehabt, es würde ein Unglück auf sie lauern, ein Pech neben ihr herlaufen, es könnte jederzeit etwas aus dem Busch springen und sie zu Fall bringen. Aber nichts geschah. Sie sagte, es war hinterher, als habe sie ein Jahr die Luft angehalten und könne nun endlich ausatmen. Dachte sie: Da bin ich noch mal davongekommen? Ja, nickte sie. Genau so sei es gewesen.

Als ich 51 wurde, so alt wie meine Mutter, als sie starb, dachte ich, wie jung sie doch war. Und ich spürte diese Unruhe. Ein Summen. Es lag unter der Eisdecke verborgen, und erst als der Frühling begann, tauchte es langsam auf. Es war eine Art unsichtbarer Faden, eine Leerstelle im Gewebe. In der Textilkunst gibt es Techniken, bei denen man im Nachhinein Fäden zieht, damit ein Lochmuster entsteht.

Mein erster Webstuhl war ein Kinderwebstuhl. Ich bekam ihn zu Weihnachten. Ich webte erst mit den Fäden aus der Packung, und als die aufgebraucht waren, mit Wollresten. Ich versuchte mit dünnen Fäden zu weben, mit Nähgarn, ich wollte einen feinen Stoff herstellen, das aber ergab ein heilloses Geknote. Du machst das kaputt, sagte eine Stimme zu mir. Schau nur, es reißt, da ist ein Loch. Das soll so, erwiderte ich. Es soll so aussehen wie der Berg da hinten. Der hat aber kein Loch, sagte die Stimme. Der steht da.

Ich kniff die Augen zusammen. Sah mir mein Gewebe an. Dann wieder den Berg, der eigentlich ein Hügel war und sich sanft hinter unserem Haus zwischen Feldern und einer Ausfallstraße Richtung Industriegebiet erhob. Ja, na gut.

Ich webte Gras. Ich webte Blüten. Ich webte Papier. Ich webte Metallgarn, Strickwolle und Lederbänder. Wo hast du nur

die Ideen her? Ich schwieg und verriet nicht, dass ich mir das zu zweit ausgedacht hatte. Ich bekam einen größeren Webstuhl zum Geburtstag, ich durfte einen Webkurs besuchen, lernte, wie früher Webstühle gebaut worden waren, solche, die an der Wand lehnten. Ich fand einen Bilderrahmen, hängte Fäden daran, beschwert mit Steinen. Das Ding brach entzwei. Ich stellte einen Lattenrost in einer Ecke der Garage auf und webte ein ziemlich verunglücktes Gewebe aus Stoffstreifen, die ich aus alten Hemden geschnitten hatte, und dicken Wollfäden. Mein erstes Bild. Die anderen sagten Teppich. Ist das mein alter Kittel, fragte mein Vater.

Ich half in seiner Schneiderwerkstatt. Ich konnte gerade Nähte, ich besaß Geduld. Ich kettelte, reparierte Jeans mit Vlies, stopfte Strick, und wenn zu viele Mottenlöcher drin waren, nähte ich Abnäher in die Pullover. Am liebsten kettelte ich mit der Maschine, das war, als würde man Moped fahren, und vermutlich hätte die krasse Motorenleistung sogar manches Mokick abgehängt. Aber die Nähmaschinen hatten keine Räder. Sie standen schwer in der Werkstatt und mussten jede Woche geputzt und geölt werden.

In meinem heutigen Arbeitszimmer stehen ein Webstuhl, eine uralte Kettelmaschine und eine Industrienähmaschine. Die wiegt an die achtzig Kilo. Der Mann hasst sie, weil ich ihn des Öfteren bitte, mir beim Umräumen zu helfen. Wie alle Näherinnen habe ich Nacken. Eine Spinne sitzt zwischen meinen Schulterblättern. Sie greift mit langen Beinen, krallt und kneift. Am liebsten arbeite ich jedoch mit der Hand, ich trage meine Fingernägel kurz und pflege meine Hände mit Ringelblumencreme. Ich besitze eine schwere Eisenschere, weswegen ich auf den Fingerrücken Druckstellen habe. Ich finde niemanden, der die Schere schleifen kann, also der das wirklich kann.

So wie der Zigarettenrauch eines Schneiders beim Nähen in den Stoff zieht, fließt die Musik, die ich beim Weben höre, oder der Film, den ich beim Stricken sehe, in meine Handarbeit. Beweisen kann ich das nicht, aber ich weiß, es gibt einen Unterschied zwischen einem Stoff, den eine Maschine webt, und einem Stoff, den ich mit der Hand herstelle.

Was einem widerfährt, wandert mit. Ich webe meine Geister zwischen diese Zeilen, gerade weil ich sie nicht beim Namen nenne. Hier stehen sie, untereinander und nacheinander aufgereiht, die Worte, die Sätze ergeben, die Momente beschreiben und Gedanken – das Gewebe eines Jahres. Die Tage stehen längs wie Kettfäden, dazwischen flitzen die Sätze wie Schussfäden hin und her und hin und her: erst dies, dann das, dann das und dazwischen das Unsichtbare, das Hinweghüpfende – und worüber man hinwegwebt.

Letztens unterhielt ich mich mit einem älteren Herrn, der erzählte, er habe in den Sechzigerjahren in Kalifornien an künstlicher Intelligenz geforscht.

»Ach, Sie waren das«, hätte ich am liebsten gesagt und ihm eine gescheuert, aber was hätte das gebracht.

Er hatte einen der ersten Thinktanks für künstliche Intelligenz gegründet, sprach von *machine learning*, wie rudimentär das damals gewesen sei. Sie hätten versucht, einer Maschine den Unterschied zwischen einem A und einem Z beizubringen, so was.

»Warum?«, fragte ich.

Ob ich wissen wollte, nach was sie gesucht hatten.

Ich bejahte.

»Nicht nach Bewusstsein«, sagte er. »Wir wollten einfach nur wissen, ob es funktioniert.«

Da wollte ich ihm wirklich eine scheuern.

Ich mag Maschinen, so ist es nicht. Selbst John von Neumann, der Vordenker der künstlichen Intelligenz, besaß als Kind einen Webstuhl. Aber ich kann es nicht leiden, wenn man so tut, als wäre es nichts wert, das Menschsein.

Vielleicht ist alles eine Kreisbewegung, vielleicht fällt weltweit irgendwann der Strom aus, und wir müssen uns wieder erinnern. Vielleicht kommen wir alle irgendwann da an, von wo wir aufgebrochen sind. Selbst Odysseus kehrte nach Jahren der Irrfahrt nach Ithaka zurück, wo Penelope auf ihn wartete und angeblich – um ihre Verehrer abzuwimmeln – jede Nacht auftrennte, was sie tags zuvor gewebt hatte. Wer auch immer die *Odyssee* verfasst hat, kann wirklich keine Ahnung von Webstühlen gehabt haben. Aber vielleicht hat Penelope das Totentuch auf eine Rolle gewickelt, und man sah den Fortschritt nicht. Vielleicht war es ein feiner Stoff, einer, der nicht viel Volumen einnahm. Vielleicht waren ihre Verehrer blind?

Aufribbeln ist übrigens einfacher, als man denkt. Bei einem Strickzeug oder etwas Gehäkeltem zieht man am Faden, und der marschiert artig den Weg zurück, man wickelt ihn zu einem neuen Knäuel und beginnt von vorn. Auch Webstoffe kann man auftrennen, es kommt auf die Fasern an. Nur die Zeit ist erbarmungslos. Sie webt so fest und so dicht, es wäre ein Wunder, wenn da noch einer einen Faden erkennen, geschweige denn an ihm ziehen könnte.

Ich denke an das, was Leonora sagte: Du findest etwas, und dann findest du es nie wieder.

Es ist interessant, dass sich unsere Geschichten verfestigen, wir uns aber auflösen. Wie wir was erklären, wird weniger durchlässig, flabberig, labberig, als würde fein gewebter Stoff mit der Zeit verfilzen. Dabei sind es immer die gleichen Fäden, mit denen wir weben, zisch und klack und zisch und klack.

Weber haben einen Plan, lernten wir an der Kunstschule in London. Weber zählen. Weber wissen, wo sie hinwollen, bevor sie beginnen. Ich sehe das anders.

Ich könnte mit irgendeinem Faden anfangen. Ich könnte von Arent erzählen, von London, unseren Träumen. Von den Wespen. Von der Insel im Nebel. Von Gagarins Blau. Oder ich beginne mit Ben, meiner alten Liebe, die mir einmal sagte, dass wir uns immer wieder mit Hoffnung anstecken müssen. Mit der Hoffnung, dass man eine Melodie suchen und auch finden kann. Überall ist sie versteckt. Im filigranen Muster eines Wandbehangs, in den Unebenheiten der Wand. Auf der Landstraße, mit Autofenster runter und lauter schottischer Musik auf den Ohren, beim Lächeln, das geschieht, das keinen Grund braucht, das sich niederlässt, gerade weil keiner hinsieht.

Während ich dies schreibe, sitze ich auf einem Stück Stoff, das mir unser Gastprofessor aus Japan geschenkt hat. Ich habe es aufbewahrt, manchmal trage ich es als Schal, dann wieder liegt es wie ein Überwurf auf der Lehne meines Arbeitsstuhls. Er hat es aus Webresten angefertigt, die normalerweise weggeworfen werden, den Rändern, die an der Seite abgeschnitten werden. Es ist ein längliches Stück, schwarz und weiß und in sich so filigran, dass man kaum erkennt, wo überall sich die fein gefärbten weißen und schwarzen Seidenfäden verkreuzen. Man kann regelrecht in die Tiefe schauen. An den Anfang. Denn jeder Stoff beginnt mit einem Dreh – dem des Fadens.

Teil 1

DAS WESPENNEST

Heute krisselt es lauter, es kann am Regen liegen, oder sie sind in Alarmbereitschaft. Kratz, knurps, knister. Vielleicht ist die Königin tot. Sie paaren sich, sie fressen einander. Es klingt immer mehr, als würden sie näher kommen, versuchen, sich durchs Gebälk zu knurpsen, und diese Unruhe, die das in mir auslöst, erinnert mich an einen Instinkt von irgendwo. Eine Art einprogrammiertes Wissen, das sagt: Weiche!

Das Knirpseln und Knuspern klingt wie er, wenn er knibbelt. Er sitzt abends oft auf dem Sofa, ein Federkissen auf dem Schoß, eine Hand im Bezug, sucht mit den Fingern Federn, ertastet sie. Findet er eine, wird sie entzweigeknickt. Viele Menschen haben diese Angewohnheit. Nicht wenige Partner macht das wahnsinnig, habe ich gelesen. Die meisten sind genervt, weil es irgendwann kein heiles Kissen oder Bettzeug mehr im Haus gibt. Mir ist das egal, mich stört das Geräusch. Es ist, als würden sich Ratten durchs Mauerwerk kratzen.

»Kommt uns doch mal besuchen da in Dingsbums«, sagt man, wenn man wegzieht, und die Freunde nicken freundlich, lächeln vielleicht, aber alle wissen, dass sie einen nie besuchen werden, weil es viel zu umständlich ist. Wenn man jemanden besucht, muss man sich ständig erkundigen, wo was ist, man muss leise sein, darf nichts kaputt machen und nicht streiten, man soll tunlichst nicht gedankenverloren aufstoßen, man kann nicht tanzen, wenn einem danach ist, und nachts an den Kühlschrank zu gehen, ist ausgeschlossen. Wozu Leute besu-

chen? Leben sie auf dem Mond? Nein. Sie wohnen in Häusern. Das ist nichts Besonderes. Und warum soll man Leute besuchen, mit denen man nie länger als drei Stunden in Restaurants oder Wohnzimmern verbracht hat? Was für eine Intimität da plötzlich vorausgesetzt wird.

Aber trotzdem sagt man: »Kommt uns doch mal besuchen da in Dingsbums«, auch ich habe das gesagt und etwas anderes gemeint. Ehrlich wäre gewesen: Wir haben euch gern, aber das reicht nicht. Wir wollen weg. Weg von der Gefahr, dem Dreck, dem Lärm. Den Fahrraddieben. Den Dealern im Park, der steigenden Gewalt im Viertel, den Übergriffen an den Schulen. Wir haben zwar keine Kinder, aber. Dem Freund eines Freundes ist an der S-Bahn neulich von vier Typen das Geld abgenommen worden, die hatten den einfach so eingekesselt. Das hätte uns genauso passieren können. Ist es zwar nicht, aber.

Ihr werdet uns fehlen. Vielleicht.

Vier Stunden liegen zwischen unserem jetzigen Leben und der Stadt. Das ist zwei Mal Umsteigen, Regionalbahnen und ein ICE, das ist keine Malebenso-Distanz, es ist eine Zahnbürsteeinpack-Entfernung. Arbeite ich in der Stadt, spendiert mir die Galerie ein Hotelzimmer. Fahre ich wegen eines Arztbesuches zurück, buche ich es mir privat. Es gefällt mir, dort plötzlich Gast zu sein, das hat was Aufregendes, es könnte was Schönes passieren. Tut es zwar nie, aber es könnte.

Allerdings bin ich nun auch ein Pendel, von dem niemand weiß, wohin es gerade ausschlägt. »Na, Vera, wieder im Lande?«, begrüßen mich die Leute in der Stadt, und kehre ich hierher zurück, ruft der Nachbar: »Na, Vera, wieder im Lande?« Überall bin ich nun die Neue, nirgendwo mehr die Alte. Ich bin in einen Zwischenraum gefallen.

Die Menschen sprechen hier anders, der Wind weht in ei-

ner Tour, das ist gut für mein Asthma. Das Haus ragt auf. Es hat einen Garten, abschüssig wie eine Rodelbahn. Es ist nicht zu vergleichen mit der Unsichtbarkeit einer Stadtwohnung, in die man zieht, um übersehen zu werden. In der Stadt hätte nie einer gefragt: Na, wo wohnst du denn genau, zwischen dem und dem, oder unter dem und dem? Es reichte, dass man den Stadtteil sagte, es kam ja doch niemand vorbei. Hier stehen sie plötzlich vor der Tür und brauchen Öl für die Kettensäge. Ein Starterkabel. Geld fürs Feuerwehrfest. Eine Unterschrift für die Unterstützung des Fördervereins für irgendwas.

Schhh. Schhh. Manchmal klingt es, als würde jemand etwas Schweres über eine Fläche schieben. Schhh. Schhh. Dann wieder, als würde jemand leise stöhnen. Es ist sinnlich, denke ich und sage aus Versehen laut: »Es ist sinnlos.«

»Wie bitte?«, fragt der Mann aus dem Nebenzimmer.

Sch sch sch, macht es über mir. Ich stelle mich an die Balkontür. Draußen wischt der Wind durch die Bäume, und ein helles Grau überzieht den See und den dahinter liegenden Wald. Dampf steigt über den Baumkronen auf. Niedrige Wolken. Oder brennt es? Die Brise zupft weiße Kronen auf das Wasser, das dunkelblaue und hellgrüne Flächen hat.

Auf dem Balkon wohnt eine Spinne, sie ist in etwa so groß wie der Fingernagel meines Ringfingers, ihr Netz ist in der rechten Ecke, und sie hat wie auch ich, wenn ich hier stehe, einen weiten Blick. Ich frage mich, ob sie die Wespen hört. Fressen Wespen Spinnen, oder ist es umgekehrt?

Die Göttin Athene war eifersüchtig auf die Webkunst von Arachne und forderte sie zu einem Wettstreit heraus. Arachne gewann, konnte das Angeben nicht lassen und wurde von Athene zur Strafe in eine Spinne verwandelt. Zeitlebens muss Arachne nun weben. Unaufhörlich, weiter, so wie ich an manchen Tagen, zisch und zack, klack, klack, zisch und zack. Die

Klappe hätte sie halten können, die brillante Arachne, die Klappe. Aber wer macht das schon, die Klappe halten? Was soll uns diese Geschichte lehren? Sei nicht stolz auf dein Handwerk? Sage nicht: Schaut her? Mach es lieber krömmelig und schief? Fall nicht auf?

Ich erinnere mich an einen Moment in diesem Frühling, da waren wir keine zwei Wochen im Haus. Ich wusste nicht, wer ich war, wo ich war und ob ich da sein wollte. Ich hatte das ständige Gefühl, etwas verteidigen zu müssen. Meine Zeit, meinen Raum, meine Andenken, den Gartenzaun, die Einrichtung, die jetzt schon verplanten Wochenenden. Wenn alles fertig ist, dachte ich, wenn die Vorhänge hängen, die Kellerwand gestrichen ist, wenn ich nachts im Dunkeln Schalter finde, dann kann ich Gedanken haben. Wenn ich mich erst wieder fühlen kann, dann.

In der Stadt haben wir sie nur geahnt, aber hier sehen wir sie: unsere Ängste.

Natürlich ist es Zufall, dass die Wespen dort ein Nest gebaut haben. Es hat keine weitere Bedeutung. Zufälle haben keine Moral. Es ist ein zufällig in diesem Dach befindliches Nest von Insekten, die im Herbst ohnehin sterben werden, die vermutlich nie wiederkehren. Nester von Wespen werden nie zwei Mal besiedelt, steht im Internet.

Es ist darüber hinaus verboten, Wespennester zu beschädigen oder zu vernichten. Die Völker stehen unter Naturschutz. Man muss jemanden rufen, der sie umsiedelt, oder selber umsiedeln. Man darf sie also nicht einfach so entfernen, genauso wenig wie man gegen Wühlmäuse, Marder oder Achsinddiesüß-Rehe vorgehen darf, zumindest nicht mit Gaspatronen aus Polen oder Giftkapseln aus dem Internet, so wie das die Leute hier alle machen.

Das Land will einem an den Kragen, und die Bewohner

wehren sich. Sie wehren sich gegen Zecken (FSME und Borreliose), kesseldruckimprägnierte Beetbegrenzungen, giftige Bahnschwellen, den Riesenbärenklau, das Jakobskreuzkraut, den Gemeinen Stechapfel, gegen vom Fuchs mit Parasiten infizierte Johannisbeeren, gegen Zerkarien im See, und wenn sie könnten, würden sie sich auch gegen E-Bike fahrende Rentner auf der Landstraße wehren, aber das sind Touristen, und die wollen sich ja auch nur erholen.

Krschkrsch, mahlt der Kaffeevollautomat in der Küche. Ich mache mir einen Kaffee und gehe wieder nach oben, in mein Arbeitszimmer. Sch sch, höre ich es schon vor der Glastür. Warum haben die das Nest ausgerechnet dort gebaut? Über meinem Arbeitstisch? Warum nicht an den Jalousien? Am Carport? Im Schuppen?

Wenn du nicht in der Umgebung zu Hause sein darfst, musst du es in deinem Kopf sein, hat eine Dozentin mal zu mir gesagt. Vielleicht wäre eine Höhle für mich das Beste, denke ich, vielleicht ist so ein Haus ein Sichtbarmacher meiner Schwächen, meiner Menschenfeindlichkeit. Meines Grolls. Das ist doch nicht normal, sich so gegen Geräusche zu sträuben. Gegen Geräusche und Besuch.

Bis vor Kurzem wohnte in dem Haus schräg links unter uns eine alte Dame. Nun höre ich des Öfteren eine junge Stimme hinter den Büschen. Sie klingt nordisch, das heißt, sie spricht ein bisschen nordisch, aber aufgesetzt. Als würde jemand, der nicht von hier ist, die Leute von hier nachmachen. Es gibt eine Sendung, die der Mann früher gerne sah. Da spielte einer mit, der extra so sprach wie die Leute aus dem Ruhrgebiet, aber er übertrieb es, und es klang falsch, es klang nervig. Ich kann Falschheiten nicht haben.

Die Neue zieht das o in Moin lang, sie sagt: »Mooooin.« Sie sagt auch nicht Jo. Sie sagt: »Joh, nä.« Als würde sie sich den

Slang aufsetzen wie einen Hut, der ihr nicht passt. Außerdem hat sie eine tragende Stimme. Das ist ein Problem. Auch auf dem Land. Gerade hier. In der Stadt kann man so tun, als gäbe es all das nicht, die Gesichter, die Gedanken, den Krach, das Geschrei, das Gejammer, das Gewummse und Gerumpel.

Oben auf dem Schreibtisch wirft die Sonne ihre Strahlen auf ein Heft mit Schnittmustern, dessen Umschlag goldsilberneonorange schimmert, je nachdem, wie mein Blick darauf fällt. Diese Farben erinnern mich an Ölpfützen. An Wasser, in dem Öl schwimmt, und die Sonnenstrahlen bringen alle Farben zum Leuchten, keine davon bleibt länger als eine Zehntelsekunde da, wo sie ist.

Ich setze mich und trenne die Naht einer Hose auf, eine Arbeit, die ich vor mir hergeschoben habe, denn es muss ein neuer Zwickel rein, der Kunde ist mehr geworden, so wie man im Alter eben mehr wird.

In diesem Sommer ist der Horizont jeden Tag ein Stück näher gerückt. Die Luft flimmert. Etwas verschwindet, taucht wieder auf. Und danach ist der Horizont ein bisschen zu mir hin verrutscht. Sehen kann man das eigentlich nicht, aber man kann es fühlen. Es ist, als würde die Welt ein My enger, kleiner, als wäre diese große Weite über dem See da hinten, eben noch so überwältigend, banal geworden, schmal, handhabbar. Erst habe ich gedacht, es ist was mit den Augen, das wäre ja nicht verwunderlich, das geht los jetzt, ab fünfzig soll man den Augendruck messen lassen, gab es nicht auch diese Mikronährstoffe? Dann denke ich, vielleicht kommt er gar nicht näher, vielleicht bewege ich mich auf ihn zu.

Über mir knirpselt es. Und gleichzeitig ist es ein Schieben. Als gäbe es in dem Wespennest eine tiefe Etage, eine ganz unten, wo ein Stadion drinsteht, und Millionen von leisen

Stimmchen vereinen sich zu einem rhythmischen Kräugh, Kräugh, Kräugh. So leise, dass man es kaum hört, aber sie schieben, ziehen etwas über raue Steine.

Im Frühjahr lagen der Hang und der Wald im nasskalten Alleinsein, an manchen Tagen wurden sie sogar von einer weißen Schneedecke verborgen. Die Vögel kamen, einer nach dem anderen, und ich lernte ihre Namen. Nun kann ich sie äußerlich unterscheiden, einige erkenne ich inzwischen auch am Klang, Amsel und Singdrossel und Nachtigall zum Beispiel. Waldohreulen und Käuze. Das Auf und Ab des Zilpzalps und das Gezeter der Zaunkönige, die man kaum sieht, weil sie so klein sind, und die so herrlich schimpfen, dass ich immer lachen muss, wenn sich einer aufregt. Das Öck der Fasane erinnert mich an Typen aus der Stadt. Wenn so ein Fasan bei uns durch den Garten stolziert, denke ich an die Männer mit den Bärten und den Babytragen vor dem Bauch, Mitte dreißig, digital aufgewachsen und total von sich erfüllt, ein bisschen eingeschränkt, aber der festen Überzeugung, sie seien schön. Wie sie durch die hippen Viertel schreiten.

Im Wohnzimmer trinke ich jeden Morgen meinen ersten Kaffee, dann einen zweiten, ich vergesse die Zeit. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in meinem Leben so ruhig nichts getan zu haben. Es ist eine völlig neue Erfahrung, dieses Vögelbetrachten. Ich verstehe meine englische Freundin, deren Mann fasziniert von Falken ist und die mit ihrer Familie Vogelwanderungen macht. Ich habe mir ein Buch mit Johann Friedrich Naumanns Aquarellen gekauft. Ein Quartett mit Vogelbildern. Vögel aus Holz. Einen Puffin. Ein Rotkehlchen. Einen Reiher.

Vögel sind die Freunde der Schwermütigen, der Gelähmten, der Eingesperrten. Der Bauerndichter John Clare schrieb einmal über das Verlorengehen: »Ich wusste nicht mehr, wo

ich war, denn die Vögel, die Steine, die Kreaturen, die Insekten kannten mich nicht mehr. Deswegen war ich niemand.« Ich stelle mir vor, wie es ist, wenn einen die Vögel nicht mehr kennen und man plötzlich ein Niemand wird.

Es summt und krisselt. Es ist, als würde das Summen etwas sagen wollen. Es stört mich in meinen Gedanken. Ich müsste etwas anderes tun. Es ist verkehrt, hier zu sitzen, es ist verkehrt, sich mit unwesentlichen Dingen zu beschäftigen. Ich vergeude Lebenszeit.

Ich gehe näher an die Wand. Vorsichtig lege ich ein Ohr an die Tapete.

Nein, es ist weiter oben, über mir. Das Summen klingt lauter in Richtung der Dachbalken. Die Wespen fressen das Holz an und bauen daraus ein Nest, habe ich gelesen. Ich stelle mir vor, wie es aussieht. Ein weißlich grauer Haufen, wie ausgelaufener Bauschaum. Ich spüre meine Wange und die Raufasertapete. Es ist, als würde ich am Pergament des Lebens lauschen, als wäre zwischen mir und dem Anderen nur eine dünne Haut, die jederzeit zerreißen kann. Vielleicht führe ich ein Leben, das immer nur am Wesentlichen vorbeischrammt.

Thomas Bernhard verglich weiße Wände mit Buchseiten. Er las sie, so wie man jede Oberfläche lesen kann, sofern sie ausreichend Unregelmäßigkeiten besitzt. Ich brauche keine weiße Wand, um Risse, kleine Sprünge, Unebenheiten oder Ungeziefer zu finden. Ich muss es auch nicht kahl und kalt haben. Ich habe es gerne warm. Weiße Wände, ja. Alleinsein, ja. Aber nicht dabei frieren.

Als wir das Haus zum ersten Mal betraten, ich erinnere mich noch daran, weil man dauernd diese Geschichte erzählen muss, also wie das damals war und warum man wusste, das will man machen, man erzählte das beinahe so oft wie eine Kennenlerngeschichte, als wäre so ein Haus ein Orga-

nismus, ein Individuum, eine lebende Entität. In die man sich verliebte und die man dann heiratete, gewissermaßen war es das ja auch, zumindest wurde es relativ schnell zu einem Pflegefall.

Es war Oktober, die Bäume hatten noch Blätter, aber es war bereits mehrheitlich milchsuppengrau. Ich folgte dem Makler ins Wohnzimmer, und während er mit dem Mann über die Aussicht plauderte – Grün beruhigt, das hat heilende Wirkung, Sie haben im Winter einen Seeblick, da ist immer was los, über dem See, in der Luft –, stand ich vor den breiten Panoramafenstern, hinter mir die offene Tür zum Flur, vor mir ein hässlicher Esstisch, wer kaufte nur so was, eine Sitzecke am Kamin, noch mehr Fenster, es war, als bestünde der Raum nur aus Fenstern, und das Licht fiel von draußen auf die zwei Etagen des offenen Wohnzimmers, über mir war eine niedrige Decke, und mein Herz begann zu schlagen, bis in den Hals hinein. Ein gewaltiges Bemerken durchfuhr mich, jede Zelle bemerkte, jeder Gedanke bemerkte, selbst meine Haare, das Hemd, das Außen und das vollständige Innen gerieten in den Zustand des Bemerkens. In meinem Kopf formte das Gehirn hilflos Worte, fand aber nicht die richtigen. Es war eine gänzlich neue Erfahrung, dieses Gebrüll in mir, das schrie:

Ich gehöre hier hin.
Ich muss hier weg.
Hier will ich bleiben.
Hier werde ich sterben.
Hier und hier und hier.

Wir, gestern Abend.

»Ich hoffe, du hast nicht recht. Ich hoffe, es gibt keinen Krieg. Dann hauen wir ab«, sagte er.

»Aber nicht mit einem E-Auto«, sagte ich.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text-und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2027
© 2027 mareverlag eG, Pickhuben 2, 20457 Hamburg
Typografie Iris Farnschläder / mareverlag
Schrift Dante
Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany
ISBN 978-3-86648-783-3
www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de